



Wie hielt er es mit der Antike? Fritz Koenigs weltberühmte Skulptur, hier in einer Fassung von 1968 – „Kugelkaryatide N.Y. V“

Foto Glyptothek München/VG Bild-Kunst, Bonn 2024

Ich wollt' selbst ein Ross sein

Münchener Heimspiel für den großen Verschmelzer: Die Glyptothek prüft das Werk des Bildhauers Fritz Koenig auf Anschlussfähigkeit an die Antike.

Würzburg, New York, Venedig, Landshut und das Atelier auf dem Gansberg haben es schon getan, nun wird Fritz Koenig zum Ausklang seines Jubiläumjahres – im Juni wäre der 2017 verstorbene Bildhauer hundert Jahre alt geworden – eine Verbeugung Münchens zuteil. Hier nahm Koenig 1946 in der ersten Nachkriegsklasse das Studium auf und schloss es 1952 in der Meisterklasse Anton Hiller ab. Der Glyptothek war er beinahe vier Jahrzehnte als Mitglied des Kuratoriums und der Ankaufskommission verbunden.

Man habe keine Werkschau im Sinn gehabt, wie Florian Knauf, Leiter der Glyptothek und der Antikensammlungen, bei der Vorstellung betonte, wolle aber mit der Ausstellung „Mythos & Moderne“ ein Zeichen setzen, weil „Koenig selten außerhalb Landshuts in öffentlichen Museen gezeigt“ werde. Alexandra von Arnim, von 2021 bis 2024 Leiterin des Landshuter Koenig-Museums, hat kuratiert, ebenso

der deutsche Kunsthistoriker Holger A. Klein von der New Yorker Columbia University. Der wies darauf hin, dass Koenig als Professor an der Technischen Universität München Generationen von Architekten ausgebildet habe und dass er mit diversen Skulpturen im öffentlichen Raum der Landeshauptstadt vertreten ist.

So gesehen ist die Schau im Grunde ein Heimspiel. Zudem könnte sie dazu beitragen, den Rang Koenigs, dessen Imagekurven Achterbahn führen, zu zementieren. Denn nach dem internationalen Ruhm in den Siebzigerjahren wurde es von den Achtzigern an wieder stiller um Fritz Koenig. Seine Heimat Landshut hat lange Zeit kein glückliches Händchen im Umgang mit ihrem berühmten Sohn bewiesen (F.A.Z. vom 14. Januar 2021).

Eine Chronologie der Exponate gibt es nicht, die Platzierung der Arbeiten habe sich oft wie von selbst ergeben: „Die Stücke haben sich selbst ihren Platz gesucht“, so Knauf. In knapp die Hälfte der Säle der Glyptothek sind Skulpturen Koenigs eingezogen, eine wohlthuend zurückhaltende Inszenierung. Auch wenn Koenig stark von bayerischer Volkskunst und seiner Sammelleidenschaft für afrikanische Kunst beeinflusst gewesen sei, gebe es bei ihm eine starke Traditionslinie, die ihn mit der Antike verbinde, freilich „gefiltert durch die Erfahrung der Moderne“, sagte Holger A. Klein. Kind seiner Zeit war Koenig dennoch, seine Kopfformen erinnern deutlich an Figuren von Henry Moore und Kenneth Armitage.

Im Saal des Fauns, der ikonischen Skulptur der Glyptothek, steht zur Linken das „Große Epitaph für Ikarus“

(1987), ein maximaler Kontrast an Material und Abstraktionsgrad zum hingegossenen Barberinischen Faun. Gegen dessen weißen Marmor tritt eine stumpfbraune Eisenscheibe als Sonne an, an deren unterem Rand vier Stäbe und eine Kugel den Körper des sterbenden Himmelsreiters versinnbildlichen.

Im Saal der frühgriechischen Jünglinge wartet Koenigs eiserner „Großer Roßmensch“ (1992–2000) mit großer Selbstverständlichkeit, einmal überlebensgroß 2,34 Meter hoch, einmal klein in einer Vitrine. Über den Vorderläufen wölbt sich ein massiver Oberkörper auf dem sich ein unterproportionaler kleiner Kopf nach vorne reckt, im Profil an altgriechische und ägyptische Figuren erinnernd. Ein waagrecht absteigender, dicker Schwanzstummel balanciert die Konstruktion aus. Eine weibliche Variante dieser Mischwesen, das „Große Roßweib II“ (1989/1990) steht im Saal des Diomedes. Die weit auseinanderstehenden Brüste setzen an den Schultern an, mit leicht gebeugten Knien variiert die Statue die klassische Standbein-Spielbein-Haltung des antiken Nachbarn.

Als Koenig seine erste Zentaurenfigur sah, das hat er in „Meine Arche Noah“ (2003) notiert, sei er ganz außer sich gewesen – „dass alles schon so deutlich formuliert war“. Denn: „Ich wollt' selbst ein Ross sein und weniger dringend und auch erst später ein Reiter.“ Als Pferdeleibhaber und -züchter beschäftigte er sich immer wieder mit antiken Gespannen, in München sind eine Quadriga und eine Biga zu sehen. Diese Plastiken aus den späten Fünfzigerjahren treiben die Ver-

schmelzungen von Pferdekörpern, Wagen und Lenker dann auf die Spitze, Proportionen interessieren Koenig hier nicht, er verdichtet das Volumen bis an die Grenze der Zweidimensionalität.

Seine berühmteste Arbeit, die Brunnenanlage mit der „Großen Kugelkaryatide NY“ wurde 1972 auf der Plaza vor dem World Trade Center eingeweiht, 2001 überstand die von den Einheimischen „Koenigs Kugel“ genannte Arbeit überraschend wenig beschädigt den Einsturz der Zwillingstürme. In der Glyptothek ist eine kleinere Version zu sehen „Kugelkaryatide N.Y. V“ (1968). Die Karyatide ist das weibliche Gegenstück zum gewölbtragenden Atlas, bei Koenig ist davon nichts mehr geblieben. Die Bronzekugel, die wie eine Knospe aus dem Sockel zu wachsen scheint, hat keine erkennbar dienende Funktion mehr. Helm? Auge? Gesicht? Einer bündigen Interpretation verweigert sie sich.

Koenigs Vorarbeiten, ausgewählte Zeichnungen und Aquarelle, begleiten die Skulpturen, sind allerdings, wohl aus Rücksicht auf die Sichtachsen, beinahe zwei Meter über den Boden gehängt. Auch sie sind wie alle Skulpturen ohne Legende der freien Assoziation der Besucher überlassen, die sich, so Holger A. Klein, „eine Ausstellung im eigenen Kopf zusammenstellen“ können. Ein Konzept, das ohne die Hilfe des Katalogs allzu viele Fragen aufwirft, auf die man gern Antworten hätte. HANNES HINTERMEIER

Mythos & Moderne. Fritz Koenig und die Antike. Glyptothek, München. Bis 30. März 2025. Der Katalog kostet 14,90 Euro.

Odessa will selbst entscheiden

Die Entfernung der als russisch markierten Denkmäler ist ein Oktroi aus Kiew / Von Christopher Clark

In einem Gastbeitrag (F.A.Z. vom 23. Oktober) habe ich um Unterstützung für einen offenen Brief führender ukrainischer Kulturschaffender an die UNESCO vom 21. Oktober 2024 geworben, der die Regierung auffordert, Entscheidungen über das kulturelle Erbe der Stadt bis zum Ende des Krieges aufzuschieben, wenn demokratische Prozesse wieder in Gang gesetzt werden und die Einwohner der Stadt ihr Mitspracherecht ausüben können. Anlass für das Schreiben war die Entscheidung, mehr als hundert Straßen in Odessa umzubenennen und neunzehn Denkmäler zu entfernen. Viele dieser Toponyme und Denkmäler erinnern an wichtige Persönlichkeiten der Kulturlandschaft der Stadt, die von der UNESCO als Weltkulturerbe geschützt wird.

Auf der Liste der zu streichenden Namen stehen Dichter und Schriftsteller (viele von ihnen Juden), ein schottischer Verwaltungsbeamter und ein niederländischer Ingenieur. Das Einzige, was sie alle gemeinsam haben, ist, dass sie die russische Sprache verwendet haben.

In seiner Antwort auf meinen Artikel (F.A.Z. vom 6. November) wendet Martin Schulze Wessel ein, dass es mir nicht zu stehe, den Odessiten vorzuschreiben, was sie mit ihren Denkmälern tun sollen. Schließlich sei es der Stadtrat von Odessa, der die neue Politik eingeführt habe. Odessa soll selbst entscheiden!

Ja, Odessa sollte für sich selbst entscheiden. Und genau das ist das Problem, das die Verfasser des Schreibens an die UNESCO ansprechen. Entgegen der Behauptung von Schulze Wessel hat der Stadtrat von Odessa die neue Politik nicht auf den Weg gebracht. Er war nicht einmal in den Entscheidungsprozess eingebunden. Im Gegenteil: Der Bürgermeister der Stadt, Hennadij Truchanov, hat wiederholt gegen diese Maßnahmen protestiert und ist sogar nach Paris gereist, um die Angelegenheit persönlich

bei Audrey Azoulay, der Generaldirektorin der UNESCO, vorzubringen.

Die Umbenennungspolitik ist eine Initiative von oben, die Kiew der Stadt über die Köpfe ihrer Vertreter hinweg aufzuzwingen hat. Die Entscheidung stammt aus dem Büro von Oleh Kiper, dem Leiter der regionalen Militärverwaltung und ehemaligen Staatsanwalt unter der vom Kreml unterstützten Janukowitsch-Regierung (2010 bis 2014). Umfragen, die in der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 30. Oktober 2024 zitiert werden, haben gezeigt, dass mehr als 80 Prozent der Einwohner der Stadt die Umbenennungspolitik ablehnen.

Ich habe das Argument vorgetragen, dass die Politik, das russischsprachige Erbe aus dem Straßenbild Odessas zu verbannen, auf einem Kategorienfehler beruht. Russisch zu sprechen und russisch zu sein ist nicht dasselbe. Imperien (vor allem untergegangene) büßen in der Regel ihre Sprachmonopole ein. In diesem speziellen Fall schadet dieser Fehler nicht nur dem Selbstverständnis von Odessa, sondern auch dem Zusammenhalt der Ukraine als polyglotte Nation.

Wenn wir das Thema in binären nationalen Begriffen betrachten, können wir uns auch gegenüber lokalen Bedeutungen taub stellen. Schulze Wessel bezeichnet das (inzwischen entfernte und abgerissene) Denkmal für Katharina II. in Odessa als „Symbol einer prorussischen Orientierung der Ukraine“. Das ist es zweifellos für den russischen Außenminister Sergej Lawrow, den Schulze Wessel zitiert. Aber wie die aus Odessa gebürtige Anthropologin Anastasia Piliavsky betont, war Katharina auch „ein lokaler Talisman, die Gründerin der Stadt, die mit respektloser Zuneigung als „unsere Kat'ka“ bezeichnet wurde“. Dies ist kein Argument dafür, die Statue an ihren Platz zurückzubringen, sondern nur eine Erinnerung daran, dass Objekte dieser Art mehrere Bedeutungen haben können.

Das Gleiche gilt für Puschkin, den Schulze Wessel wegen der in einigen sei-

ner Gedichte zum Ausdruck kommenden kruden imperialistischen Gefühle ablehnt. Ja, der Kreml hat Puschkin als den russischen „Nationaldichter“ vereinnahmt. Aber zu seinem subtilen Werk gehören auch antizuristische Texte wie „Freiheit“, „Dolch“, „Dorf“ und „Krieg“. Für die Odessiten war er, wie es in dem Brief an die UNESCO heißt, „ein Exilant wegen seiner antizuristischen Aktivitäten“. „Die Liebe zwischen Puschkin und Odessa“, schreibt Vitaly Oplachko, Forscher und Fotograf, „beruhte auf Gegenseitigkeit. In seinen Versen preist er die Freiheit, für welche die Stadt so bekannt ist.“ Anstatt über Puschkins Ruf aus der Ferne zu urteilen, könnten wir einfach anerkennen, dass er in verschiedenen Kontexten unterschiedliches bedeutet.

Die russischsprachigen Ukrainer als „Russen“ zu behandeln ist genau das, was Putin tut, um seine Invasion zu rechtfertigen. In Wirklichkeit sind es die russischsprachigen Ukrainer, die in diesem Kampf am meisten gelitten haben. Die russischsprachige Stadt Mariupol wurde dem Erdboden gleichgemacht, weil sie sich weigerte, sich zu unterwerfen. Die russischsprachige Stadt Cherson, die jetzt unter intensivem Artilleriebeschuss steht, ist weiterhin eine Bastion des Widerstands gegen die russische Aggression.

Russischsprachige Ukrainer mit Russen in einen Topf zu werfen, wie es die Kreml-Propaganda uns nahelegt, ist nicht nur falsch, sondern ein strategischer Fehler. Wie Maya Dimerli, die aus Odessa stammende Schriftstellerin, Übersetzerin und Mitunterzeichnerin des UNESCO-Briefes, es formuliert hat: „Man kann nicht einerseits die russischsprachigen Ukrainer demütigen und andererseits ihre bedingungslose Unterstützung im Kampf gegen Russland erwarten.“ Der Schachgroßmeister aus Odessa, Michail Golubev, ein weiterer Unterzeichner, schrieb über „die zerstörerischen und

spaltenden sprachlichen Kulturkriege, die als Reaktion auf das Trauma der russischen Invasion an Dynamik gewonnen haben“.

Nochmals zur Klarstellung: Dies sind keine Argumente dafür, alle und jegliche Änderungen an der Erinnerungslandschaft von Odessa zu blockieren. Die Denkmäler der Stadt (wie auch Denkmäler anderswo) sind von sehr unterschiedlicher Qualität, und es gibt viele sowjetische Relikte, über deren Beseitigung die Menschen froh sein werden. Wie die odessitische Geschäftsfrau Mykola Viknianski in einer Sendung von „Ukrainska Pravda“ im August bemerkte: „Ich kenne keinen einzigen Odessiten, der gegen jede Entscheidung über Straßennamen und Denkmäler ist.“ Es wird in jedem Einzelfall Argumente dafür und dagegen geben. Wichtig ist, dass der Prozess konsultativ und demokratisch abläuft und sich von der Logik und der Sprache des Ethno-Nationalismus abkoppelt.

Martin Schulze Wessel stellt zu Recht fest, dass es die Russen sind, die das ukrainische Erbe durch unerbittlichen Beschuss zerstören. Im Schreiben an die UNESCO wird darauf hingewiesen, dass allein in Odessa bereits mindestens 106 denkmalgeschützte Gebäude beschädigt worden sind. Doch wer den Verlockungen des Kulturkampfes nachgibt, spielt das Spiel des Aggressors mit, der die Ukraine sowohl von außen als auch von innen zerstören will. Wie Maya Dimerli es ausdrückt: „Einerseits tötet Russland russischsprachige Ukrainer, andererseits werden sie von ihrem eigenen Volk bei lebendigem Leib gefressen.“ Wir alle, die wir die Ukraine in ihrem Kampf um ihren Fortbestand unterstützen – und dazu gehört ebenso wie Martin Schulze Wessel –, sollten hoffen, dass Kiew seine Kulturpolitik überdenkt.

Sir Christopher Clark ist Königlicher Professor für Geschichte an der Universität Cambridge.

Im Zwischenreich von Wasser und Stein

Das grüne Karstband in Deutschlands Mitte ist eine geobotanische Traumwelt – und, weil es aus begehrtem Gips besteht, bedroht / Von Jan Röhnert

Wer an Karst denkt, stellt sich eine meist karge Gegend darunter vor, unwirtlich, schroff, der Boden senkt sich zu Erdfällen, Dolinen, das bisschen fruchtbare Land darunter bietet einem Acker „von der Größe eines Apfelbaumschattens“ Platz, wie Peter Handke schrieb. In „Die Wiederholung“, dem Epos seines slowenischen Mutterkarsts, wird ihm wie zuvor im 19. Jahrhundert den Geologen eine ganze Landschaft zum Modell verschiedenster Karstformationen des Globus. Die geologischen Konzepte und Termini des Karsts hat die Geologie aus Slowenien und den Ländern der Balkanhalbinsel übernommen. Selbst dort ist das Bild vom Karst nicht mehr bloß von losem Gestein, Höhlen, verschwindenden Gewässern geprägt. Natürliche und menschliche Faktoren tragen zu ständigem Wandel seiner Gestalt bei. So ist es etwa im Karst oberhalb Triests inzwischen erstaunlich grün geworden, was dort wiederum illegalen Holzeinschlag begünstigt.

Wer einmal durch den Karst gewandert ist, weiß, was für eine biologische Vielfalt gerade auf der kargen Scholle herrscht, ahnt jedoch auch, was für ein fragiles Gleichgewicht gerade hier an der Bruchstelle von Wasser und Stein die Kräfte der Erde austariert, wo das eine Element permanent ins andere überzugehen scheint, der Stein vom Wasser gelöst wird, das Wasser vom Stein aufgefangen, der Hauch von Humus darüber gleichwohl eine erstaunlich vielfältige und dichte Vegetation hervorbringt, als blühe die Natur gerade auf trügerischem Grund, der jederzeit einstürzen kann, besonders üppig und reich – Karst ist ein Zwischenreich, in dem die sonst festen Vorstellungen von der Welt zu schweben beginnen.

Man muss nicht mal eigens nach Slowenien gehen, um dies zu erleben. Eines der großen zusammenhängenden Karstgebiete nicht nur Deutschlands, sondern auch Europas findet sich im Südniederrhein, den sich Niedersachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt miteinander teilen. Am heutigen Grünen Band ist oberhalb des gewölbtragenden Atlas, bei Koenig ist davon nichts mehr geblieben. Die Bronzekugel, die wie eine Knospe aus dem Sockel zu wachsen scheint, hat keine erkennbar dienende Funktion mehr. Helm? Auge? Gesicht? Einer bündigen Interpretation verweigert sie sich.

Koenigs Vorarbeiten, ausgewählte Zeichnungen und Aquarelle, begleiten die Skulpturen, sind allerdings, wohl aus Rücksicht auf die Sichtachsen, beinahe zwei Meter über den Boden gehängt. Auch sie sind wie alle Skulpturen ohne Legende der freien Assoziation der Besucher überlassen, die sich, so Holger A. Klein, „eine Ausstellung im eigenen Kopf zusammenstellen“ können. Ein Konzept, das ohne die Hilfe des Katalogs allzu viele Fragen aufwirft, auf die man gern Antworten hätte. HANNES HINTERMEIER

Mythos & Moderne. Fritz Koenig und die Antike. Glyptothek, München. Bis 30. März 2025. Der Katalog kostet 14,90 Euro.

Greifern einer im Zeitraffer rotierenden Gipsindustrie abgebaut. Und das ist nur ein Steinbruch von vielen. Das grüne Karstband, das sich quer durch die Mitte Deutschlands schiebt, könnte bald Geschichte sein.

Es schmerzt zu sehen, wie eine über Millionen Jahre gewachsene Landschaft dem kurzlebigen Interesse wirtschaftlichen Profits geopfert wird – ohne jede Not, denn für den Naturgips, den etwa der Bausektor oder die Medizin für sich reklamieren, gibt es längst vollwertigen Ersatz. Der Konflikt zwischen Naturschutz und Gipsabbau, der sich bislang lokal in Südniedersachsen und Nordthüringen abspielte, droht sich nun auf Sachsen-Anhalt auszuweiten, seit die dortige Landesregierung aus CDU, SPD und FDP vermeintliche „Probebohrungen“ in lange schon als Flora-Fauna-Naturschutzgebieten genehmigen will.

Die betroffene Gegend um Questenberg gehört zu den Perlen entlang des Karstwanderwegs, der auf über 200 Kilometer Länge entlang der drei Bundesländer verläuft. Fast canyonartig hat sich rund um Questenberg zusammen mit der nahe gelegenen Heimkehle, einer der großen Schauhöhlen Deutschlands, das Wasser durch den Gips gefressen, die bizarre Felsformationen und weite Magerwiesenplateaus geschaffen, die das Auge Richtung Norden in die ansteigenden Harzberge und Richtung Süden zum Kyffhäusergebirge und ins Thüringer Becken lenken. Die Questenberger, die sich mit dem jährlich zu Ostern auf den Klippen über dem Dorf errichteten Questenbergkreuz auf keltische Ursprünge zurückführen, haben eine ins Mittelalter reichende Bergbautradition, die ostwärts ins Mansfelder Land vor die Tore Halles reicht. Oft ist gar nicht mehr zu unterscheiden, ob die Höhlung des Bodens auf natürlichen Karst oder den historischen Erzbau zurückgeht, menschliche Bearbeitung und natürliche Prozesse durchdringen sich auf Schritt und Tritt. Auch die über Jahrhunderte hier gepflegte extensive Landwirtschaft – Weidewirtschaft – trägt das Ihre zum keineswegs „zerstörten“, sondern gewachsenen Gesicht der tief zerschnittenen und gebuckelten Gegend mit ihren Bachschwüngen, Kerbtälern, Felslabirinth und Streuobstkomplexen bei. Die Dimensionen der Gipsextraktion mit den Firmenriesen Knauf und Saint-Gobain an der Spitze hinterlassen eine mondkraterartige Schotterwüste, der die Spuren von nachhaltiger Naturschutzgeschichte ausgetrieben sind, die gepriesene Renaturierung vermag die von ihrem Gipsrund bereinigte Landschaft mit den auf ihr siedelnden Pflanzen- und Tiergemeinschaften sowie den für immer weggebagerten Höhlenstrukturen nicht wiederherzustellen. Der Karstwanderweg allein bliebe als Feigenblatt zwischen Abraumkomplexen erhalten, um die Darüberwandernden über die Verwüstungen, die der Seele dieser Landschaft zugefügt wurden, zu täuschen. Karst- und Höhlenvereinigungen aus aller Welt mahnen eindringlich, dieses Kleinod nicht der Industrie zu opfern, die Vereinigung für Speleologie warnt vor der Auslöschung eines eigenen Natur- und Kulturrums, den künftige Generationen so nicht mehr erleben würden. Wer sich vor ihrem möglichen Verschwinden noch von der Schönheit dieser einmaligen Orte überzeugen will, packe den Rucksack, steige in die Regionallandhalle-Northeim und wähle die Zwischenhalte Bennungen oder Kelbra – für längere Spaziergänge kann es auch in Nordhausen oder Sangerhausen beginnen – und gebe sich von da nordwärts in den Karst auf Hohlwegen die dichten Mischwälder hinan und über Felstrümmer in periodisch sich füllende Taltröge wieder hinab, bis man auf dünnen Graskuppen die Milane gleiten sieht. Noch gibt es diese andere, durch Giphunger akut bedrohte Traumwelt der geologischen Tiefenzeit in unserer geographischen Mitte.

Jan Röhnert lehrt Literaturwissenschaft an der TU Braunschweig und ist Autor der Bücher „Vom Gehen im Karst“ und „Karstwärts“.



Die Karstlandschaft um Questenberg. Hier sind Probebohrungen geplant. Foto dpa